

Das Warum vergeht nie
Piet Morgenbrodt sitzt in der Küche seines Hamburger Hauses. Die linke Hand ruht auf dem Stuhl, auf dem sein Sohn Kilian einst saß. 15 war er, als er sich tötete

LEBEN NACH DEM TOD

Nichts verstört uns mehr als das **STERBEN** unserer Liebsten. Und hilflos sind wir meistens auch, wenn wir der **TRAUER** anderer begegnen. Menschen erzählen, wie sie ihren Weg gefunden haben

Text **MICHAEL STOESSINGER** Fotos **REGINA RECHT**





Ein Platz bei den Lebenden

Gaby Kittelmann besucht mit ihrer zwölfjährigen Tochter Joana und Freunden das Grab ihres Mannes Herry in einem Friedwald in Schleswig-Holstein. Herry starb 2007 mit 45 an der heimtückischen Nervenzellenkrankheit ALS. Gaby Kittelmann trauerte seit Beginn der Erkrankung um einen verfallenden, einst starken Menschen: „Als er dann starb, war ich geschockt und froh. Froh, dass er es geschafft hatte.“ Heute ist sie neu liiert. Ihr Freund Jürgen sagt: „Herry gehört zu uns“



“ Den eigenen Tod, den stirbt man nur, doch mit dem Tod der anderen muss man leben “

Mascha Kaléko, Lyrikerin



Sich einfach mal fallen lassen
Reni Fuhrmann hat ihre Schwester Katharina bei einem Autounfall verloren. Sie ist auch ein Jahr später noch auf der Suche nach Zeit und Verständnis für die Trauer. Die Kinder, der Haushalt, der Mann: Da bleibt so wenig Raum für den Schmerz

N

atürlich hat Fritz Roth vorher mit den Angehörigen gesprochen. Er kann ja nicht einfach eine ganze Schulklasse in das Todeszimmer führen, um am gestorbenen Objekt über Tod und Trauer zu rasonieren. Auch hat er sich vorher herangetastet an die Gefühlswelt der Elftklässler, hat ihnen Urnen und Särge gezeigt, uni und bemalt. Hat ihnen die Holzkonstruktion erläutert („Eckverstärkungen wegen des Erddrucks“), um dann den letzten Schritt vorzubereiten: „Habt ihr schon mal einen Toten gesehen? Die Oma vielleicht, den Opa? Aha, du, ja, den Opa: Hast du ihn angezogen? Nein, aber deine Eltern haben es..? Auch nicht? Aha.“

Jetzt hockt der sendungsbewusste Bestattungsunternehmer aus Bergisch Gladbach neben dem Sarg, legt seine rechte Hand auf die gefalteten Hände der toten Frau und sagt: „Nur, was ich berühre, kann ich begreifen. Hier begreift ihr den Unterschied zwischen tot sein und lebendig sein. Die Hand, die wir oft gehalten haben, die jetzt tot ist. Der Frieden im Gesicht. Wenn ihr bei ihnen sitzt, könnt ihr euren Toten noch einmal alles sagen, könnt ihnen ihre Lieblingslieder vorspielen, könnt weinen, still sein.“

Einige Schüler verlassen den Raum, schluchzend. „Es ist merkwürdig, dass man traurig ist, obwohl man den Men-

schen gar nicht kennt“, sagt ein Mädchen. Fritz Roth sagt: „Lasst euch Oma und Opa nicht stehlen, nehmt zu Hause Abschied. Da, wo sie gelebt haben. Feiert den Tod, wo ihr mit ihnen die Geburtstage gefeiert habt. Denn das steckt ja im Wort Trauerfeier. Trauern bedeutet: Gefühle zeigen. Feiern heißt: Danke, dass dieser Mensch gelebt hat.“ Apostel Paulus, Schutzpatron der Seelsorger, fand vor bald 2000 Jahren diese Worte für die Mühseligen und Beladenen: „Seid fröhlich in der Hoffnung, geduldig in der Trübsal, beharrlich im Gebet.“

Worauf aber darf eine Frau hoffen, die ihren sterbenden Mann in den Armen hielt und Tage nach der Seebestattung erleben muss, wie sich all die tollen Freunde zurückziehen?

Wie viel Geduld müssen Eltern aufbringen, bis sie einen Sinn darin sehen können, dass ihre Tochter an Bord einer Air-France-Maschine über dem Atlantik abgestürzt ist?

Wie viele Gebete braucht ein Vater, um Trost zu finden nach dem Freitod des eigenen, nicht einmal 16 Jahre jungen Sohnes? Wenn er denn nicht vorher verzweifelt am Glauben und an sich selbst. Und an einer auf Tempo frisierten Welt, die verlernt hat, mit Tod und Trauer umzugehen.

Denn das ist ja das Eigentümliche: In beinahe jeder dritten Talkshow kommt das Thema Tod vor, schon in den Vorabend-

serien wird reihenweise gestorben, und am heimischen Computer shooten Millionen kleiner Egos, was das Zeug hält. Der richtige Tod aber, der greifbare und alltägliche, hat in der modernen Gesellschaft kaum mehr seinen Platz.

Und wenn, dann meist als Inszenierung: der Fußball-Nationaltorhüter, aufgebahrt am Mittelkreis, die weinende Witwe dort, wo sonst die Trainerbänke stehen, 40 000 Menschen auf den Rängen, in ihrer Beklommenheit eingefangen von live sendenden Fernsehteams, DFB-Präsident Theo Zwanziger und seine mahnenden Worte: „Fußball ist nicht alles. Denkt auch an das, was in den Menschen ist, an Zweifel und Schwäche.“

Der öffentlich zelebrierte Tod des Robert Enke geriet im November des vergangenen Jahres – am Volkstrauertag – zur Projektionsfläche einer Gesellschaft, die den Tod weitgehend „hospitalisiert hat“, wie das die evangelische Pastoralpsychologin und Theologin Kerstin Lammer ausdrückt. Gestorben wird im Krankenhaus, Hospiz oder Alten- und Pflegeheim. Getrauert wird in den eigenen vier Wänden, zu Hause aufgebahrt kaum mehr, bestattet „im kleinen Kreis“, so preiswert, wie es eben geht – immer öfter ohne kirchliches Geleit. Und schnell zurück ins Glied: Zwei Tage Son-

derurlaub bei Verwandten ersten Grades werden üblicherweise gewährt – so viel wie für einen Umzug.

Was aber auf Trauernde zukommt, konnte man erahnen, als Henning Voscherau in der vergangenen Woche im Hamburger Michel an die Adresse von Helmut Schmidt sagte, der Altkanzler möge sich jetzt seinen Freunden anvertrauen: „Damit aus dem abendlichen Alleinsein in deinem Haus in Langenhorn nicht Einsamkeit wird.“ Die Feierlichkeiten für Loki Schmidt waren die Ausnahme einer Regel, die dem heutigen Gesetz des Funktionierens folgt. Trauer gilt weniger denn je als gesunder, notwendiger und auszulebender Prozess. „Nun ist aber gut“, „das Leben geht doch weiter“, „lass dich nicht so hängen“ sind Sätze, die Trauernde hören. In der zynischen Variante: „Du bist noch so jung.“

„Wir lernen gar nicht mehr, dass Trauer, Tod und Sterben dazugehören“, sagt Piet Morgenbrodt. Der Grafikdesigner hat durchlitten, womit die Witwe Teresa Enke auch nach einem ganzen Jahr erst begonnen hat: die lange Bearbeitung einer Tragödie unter denkbar schwersten Vorzeichen. Es war ebenfalls ein Novembertag, als zwei Polizisten bei den Morgenbrodts klingelten, einen Rucksack in der Hand. Gehört der Ihrem Sohn Kilian? Im Haus duftete es nach Bratäpfeln. →



Als wär er ein Stück von mir
Fünf Jahre hat Monika Leonhardt um ihren Mann getrauert. Christian Johannes starb mit 48 an Herzversagen. Der Schmerz verblasst, sagt sie, aber nicht die Liebe zu ihm. Und seine Präsenz



Zu zweit – und so allein
Jörg Rettig sitzt mit seiner Tochter Hannah am Klavier seiner verstorbenen Frau Regina.
 Vor drei Jahren starb sie an Krebs. Zeit zur Trauerarbeit hatte der 52 Jahre alte Sonder- schullehrer aus Bedburg nie so richtig. Das Leben zu zweit musste organisiert werden, dann erlitt Rettig eine schwere Nierenerkrankung, schließlich bekam Hannah Diabetes. Viele Freunde hat Jörg Rettig nicht, aber ein sehr verständnisvolles Kollegium. Und eine ebenso intelligente wie ungeduldige Tochter: „Papa, wann kümmerst du dich endlich um eine Stiefmutter für mich?“

Kilian Morgenbrodt ist vom 14. Stock eines Hamburger Hochhauses „gefallen, gesprungen, auf dem Vordach aufgeschlagen“. So sagt es sein Vater. „Ein großer, kräftiger, ein gesunder Junge, beliebt in der Schule, in keiner Weise lebensmüde.“ Kilian hat nichts hinterlassen, was auf der Suche nach einem großen Warum, oder vielen kleinen, weiterhelfen könnte. „Er hatte ja schon Pläne gemacht für das nächste Wochenende, für den Sommerurlaub.“ Einmal hat Kilian seinen Vater gefragt, wie es denn wohl sei, wenn man tot ist. Piet Morgenbrodt hat dem keine tiefere Bedeutung beigegeben, ein pubertäres Fragment, nicht mehr.

Blitartig aber war sie dann da, die Frage nach dem Warum. „In Stein gemeißelt steht sie auf dem Grabstein, sie steht auf meiner Stirn, für immer. Wo ist da meine Rolle, meine Schuld? Ich bin es doch, der verantwortlich ist für seinen Sohn. Eltern wollen ihren Kindern Orientierung geben, ihnen helfen bei ihrer Lebensplanung, wollen Freude vermitteln, mit ihnen segeln oder Ski fahren, auf eine Hüttentour gehen, ein Lagerfeuer machen, was weiß ich. Und dann ist er einfach weg. Was habe ich nicht erkannt, und wo soll ich denn hin mit meiner Liebe, meiner Zuwendung?“ Elf Jahre haben die Morgenbrodts das Kinderzimmer unberührt gelassen, Kilians Bademantel hängt heute noch an seinem Haken. Die Eltern haben sich nicht getrennt, sie wohnen mit ihrem anderen Sohn Philipp in dem Haus, in dem sie einmal zu viert glücklich waren. Es gab da dieses Sehnen, „dass ich eines Tages den Schlüssel im Schloss hören würde. Manchmal passiert es, dass ich einen jungen Mann erblicke, der wie Kilian aussieht; das trifft mich dann bis ins Mark. Man lebt mit der Vision: Vielleicht ist es nicht so endgültig.“

Die Trauer nach Suizid ist die vielleicht schwierigste: Warum hast du dich getötet, warum habe ich nichts gemerkt, warum hast du nichts gesagt, warum hat dir keiner geholfen und, ja, auch das: Warum hast du uns das angetan? Zu Klage und Selbstanklage – Ich war es nicht wert, dass du weiter-

leben wolltest – kommt die Scham einer Öffentlichkeit gegenüber, für die der Suizid immer noch etwas Dunkles, Verborgenes ist. Über Jahrhunderte galt die Selbsttötung der katholischen Kirche als schwerste Sünde, als Verbrechen, weil Menschen, die sich das Leben nahmen, nicht an die Güte und Gnade Gottes glaubten. Nicht umsonst hat sich der Begriff Selbstmord über Jahrhunderte gehalten.

Mörder, so steht es in Paragraf 211 des Strafgesetzbuches, handeln heimtückisch oder aus niederen Beweggründen. Viel weiter entfernt davon können die Beweggründe eines Menschen nicht sein, der sich getötet hat – und das nie freiwillig, sondern ganz offenbar ausweglos bedrängt von Ängsten. Psychodynamisch, sagt Kerstin Lammer, sei der Suizid für die Angehörigen eine explosive Mischung: „Tod und Trauer, Aggression, Gewalt, Schuld, Versagen und Scham – beim Suizid fallen die großen Themen in eins.“ Ohne Unterstützung von außen wird man diese Extremsituation kaum beherrschen können. Denn da formt sich womöglich der Wunsch zu folgen, hinterherzusterben. Die Morgenbrodts fanden in dieser Situation Hilfe bei dem Verein „Verwaiste Eltern“. „Da konnten wir sein, wie wir sind in unserem Schmerz. Jeder auf seine Art. Das hat uns sehr geholfen, denn unsere Umgebung konnte kaum damit umgehen.“

Nichts mehr aber wird so sein, wie es einmal war, es sind zwei Leben; das erste endete mit dem Tod Kilians. Die Trauer um den Sohn, sagt Piet Morgenbrodt, könne er immer nur bearbeiten. Verarbeiten könne er sie nicht, nie. Heute bearbeitet er Stein und Stahl, harte Materialien. Eine Plastik zeigt ein gebrochenes Herz, eine andere ausgebreitete Arme. Dazwischen liegt die Gefühlswelt des zweiten Lebens: „Ja, man bleibt gebrochen, aber es gibt wieder Glücksmomente, keine Strähnen mehr, Krümelchen nur. Wenn ich eins finde, hebe ich es auf und sage Danke. Man nennt das wohl, ein altes Wort, Demut.“

„Wir brauchen einen Rahmen, um unserem Leben einen Sinn zu geben“

Ralph Stoecker, Philosophieprofessor

Erst wenn man das, was Piet Morgenbrodt empfindet, mit dem Wort Intensität umschreibt, versteht man seinen nächsten Gedanken: „Nur um den Preis des Lebens meines Sohnes möchte ich wieder so sein, wie ich vorher war.“ Piet Morgenbrodt hilft heute anderen Menschen, sich zurechtzufinden. Er segelt mit Männern, die ein Kind oder einen Partner verloren haben. „Man kann so vieles im Kielwasser lassen.“

Es gibt ein fatales Missverständnis zwischen Menschen in Trauer und jenen, die ihnen begegnen. Die einen wirken in ihrer Gram so verschlossen, dass die anderen sich gar nicht trauen, sie aufzuschließen mit Worten. In ihrer extremen Ausformung erlebt das die 27-jährige Reni Fuhrmann aus Potsdam, deren Schwester Katharina im August vergangenen Jahres bei einem Autounfall in München ums Leben gekommen ist. „Reni mit ohne Kathi“, schreibt Reni Fuhrmann unter Mails. „Mit ohne“ war eine der Lieblingswendungen ihrer Schwester. Es war ein Freitagmorgen um kurz nach sechs, als Katharina Fuhrmann mit dem Panda ihrer Mutter auf einer Landstraße frontal mit einer tonnenschweren Kehrmaschine zusammenstieß. Die Freitage sind die schwersten Wochentage für „Reni mit ohne Kathi“. →

Ihre Meinung zu BILD, Michelle Hunziker?

Als Schweizerin bin ich politisch neutral.

Man merkt echt, dass ihr keine Schweizer seid.



BILD Dir Deine Meinung!



Wohin mit der Trauer?
Bernd und Ute Gans in der Münchner St. Michaelkirche. Sie haben eine Orgelpfeife gespendet – Symbol für ihre tote Tochter Ines. Sie starb, einen Tag nachdem sie ihren 31. Geburtstag bei ihrem Bruder Elmar in Rio gefeiert hatte, beim Absturz der Air-France-Maschine AF 447. Der fehlende Trauerort schmerzt zusätzlich

Abends ist sie in den Foren der Organisation „Leben ohne Dich“ unterwegs. Anfangs war sie skeptisch: Sollte sie sich bei all der eigenen Trauer um den jähen Tod ihrer zwei Jahre jüngeren Schwester nun mit dem Elend anderer Menschen auseinandersetzen? Heute weiß sie, dass es der richtige Schritt war: „Weil es viel schlimmere Schicksale als meines gibt.“ Und weil sie abends am Computer Zeit hat, sich mit ihrer Trauer auseinanderzusetzen: „Der Alltag holt einen ja so furchtbar schnell wieder ein, die Kinder, für die man da sein muss, der Haushalt, der Mann.“ Freunde und Bekannte gingen Reni Fuhrmann monatlang aus dem Weg oder wollten ihre Trauer schweigend aussitzen: „Ein befreundetes Paar hat mich einfach nicht auf Kathis Tod angesprochen. Ich habe es dann von mir aus getan, denn sonst wäre diese Freundschaft am Ende gewesen. So hätte ich jedenfalls nicht weitermachen können.“

Als die Hamburger Grünen-Politikerin Christiane Blömeke Anfang 2009, drei Monate nach dem Tod ihres Mannes, wieder in die Fraktion zurückkehrte, empfing sie Schweigen – und joviale Betriebsamkeit bei dem einen oder der anderen. „Ich habe geschluckt und dann gesagt: Kannst du nicht erst mal was Persönliches sagen – und dann zum Alltag übergehen?“ Wenn denn einer fragte, woran ihr Mann gestorben sei, und sie entgegnete, er habe Suizid begangen, spätestens dann war Stille. „Ich hätte gerne weiter erzählt, aber ich merkte, das ist nicht gewollt. Über die Geburt unserer Kinder erzählen wir alles, aber über den Tod können wir nicht reden.“ Sie schließt sich da gar nicht aus: „Vielleicht hätte ich es auch nicht gekonnt, früher. Wir neigen in unserer Gesellschaft dazu, uns nicht einzumischen.“ Geholfen haben Christiane Blömeke die Suizidgruppe Agus und ihr Freundeskreis. Sie meint damit den Kreis der Menschen, die an ihrer Seite waren, die sie aufgefangen und die zugehört haben. Richtige Freunde also. Seelenverwandte.

Wie Christiane Blömeke hat auch Reni Fuhrmann den Bekanntenkreis gelichtet, weil sie nichts mehr anfangen konnte

mit so manchem. Weil sich im Kontext ihrer Trauer die Prioritäten verschoben haben, die Daseinsschärfe zugenommen hat: Wer ist mir wichtig, worüber rede ich, was bringen mir die Gespräche? Was ist eine Freundschaft wert, wenn sie nur eine Interessengemeinschaft ist? So schmerzlich, so furchtbar der Verlust eines Angehörigen ist: Trauer wird da fruchtbar, wo der Trauernde – mit Hilfe anderer – ins Nachdenken kommt über sich und sein Leben. Und dem toten Angehörigen einen Platz zuweist. Neuverortung nennt das die Trauerforschung. Sie ersetzt heute den Freud'schen Begriff von der Ablösung: Der Trauernde, befand Sigmund Freud, müsse sich erst gänzlich von seinem Toten lösen, bevor er zu einem neuen Lebens- und Weltbezug finde.

„Die Fähigkeit, sich wieder guten Gewissens dem Leben und anderen, neuen Beziehungen zuzuwenden, gilt immer noch als Ziel gelingender Trauerprozesse“, schreibt Kerstin Lammer in ihrem Buch „Trauer verstehen“. Es ist die Alltagsversion ihrer Dissertation und ein Kompendium, das Trauertheorie und Praxis miteinander verbindet. Und mit einem Mythos aufräumt: dem Mythos von der (ersten) Schockphase, in der Trauernde „generell wie erstarrt sind, kaum fähig, sich zu äußern, geschweige denn, ihre Umwelt wahrzunehmen und zu kommunizieren“. Lange Zeit wurde daraus der fatale Schluss gezogen: Trauerbegleitung in dieser ersten Phase sei nicht möglich und auch gar nicht nötig. Heute weiß man, dass genau dies schädlich ist, weil es Trauerbegleitung und Trauerlösung verzögere: „Was in der Auslösesituation der Trauer versäumt, verpuscht oder übergangen wurde, muss später mit oft aufwendigen Therapien wieder freigelegt und nachgeholt werden.“ Trauerarbeit sollte am Sterbe- oder Totenbett beginnen. Je früher, desto besser. Aus ihrer Zeit als Klinikseelsorgerin erinnert sich Kerstin Lammer an den Fall eines nicht mal einjährigen Mädchens, das an plötzlichem Kindstod gestorben ist. Eine Krankenschwester bittet Lammer, die Mutter zu beruhigen und sie zu überreden, nach Hause zu gehen:

„Unser Leben war doch ausgerichtet auf ein Leben mit Kindern, irgendwann mit Enkelkindern“

Bernd Gans, Vater

Die junge Mutter läuft im Warteraum rastlos umher. „Mein Baby, mein Baby, mein Baby!“ Sie schlägt ihren Kopf an die Wand. Sie bückt sich und schaut unter Stühle, sie reckt sich, um hinter das Sofa zu sehen, sie sucht – „mein Baby!“ Und es ist ganz klar: Die Frau muss nicht beruhigt und nach Hause geschickt werden; sie muss zu ihrem toten Kind. Ich bringe sie zum Totenbett. Sie fliegt auf den kleinen Körper zu und nimmt ihn hoch. Sie spricht mit ihm, stutzt, schüttelt den Körper, schreit ihn an. Sie will ihn zum Leben erwecken, vergeblich. Dann werden ihr die Knie weich, und sie sinkt zu Boden. Ich fange sie auf und halte sie, helfe ihr wieder hoch. Schütteln, Schreien, Zusammensinken. So geht es wieder und wieder. Dann legt sie den Körper des Kindes auf die Bahre, streichelt ihn leise und sagt: „Du bist ja so kalt“ – „Ja“, sage ich, „sie ist kalt. Ihre kleine Tochter ist tot. Es tut mir so leid.“ Still fährt die Frau fort, den reglosen Körper zu streicheln. Und langsam begreift sie den Tod ihres Kindes.

So sehr Tod und Sterben zum Krankenhausalltag gehören, so schwer tut sich das Klinikpersonal damit. Medi- →

Traumautos fürs Volk!



auto motor und sport verlost 3 topaktuelle Modelle. Jetzt mitmachen bei Deutschlands großer Autowahl! Alle Infos im aktuellen Heft. **Jetzt am Kiosk!**

www.auto-motor-und-sport.de

Die besten Autos **BEST CARS 2011**



auto motor und sport



Ort der Stille und Nähe

Christiane Blömeke zündet in der Hamburger Petrikirche eine Kerze für ihren verstorbenen Mann Wolfgang an. Er nahm sich im Oktober 2008 mit 54 Jahren das Leben. 40 Wochen lang saß Christiane Blömeke jeden Dienstag in der Kirche. Der Platz für sein Bild im *stern* bleibt leer, weil Christiane Blömeke seine Anonymität bewahren will

ziner begreifen den Tod als Niederlage. Und treffen oft nicht den richtigen Ton, wenn es darum geht, Menschen eine tödliche Krebskrankung nahezubringen – oder Angehörigen den Tod eines Verwandten. Seit gut zwei Jahren läuft an sieben Krebskliniken ein Kommunikationstraining für Onkologen: „Wie vermittele ich meinem Krebspatienten die Diagnose? Wie gehe ich mit Trauer oder Wut von Patienten und Angehörigen um?“ In Rollenspielen mit Schauspielern sollen Ärzte unter anderem „das Überbringen schlechter Nachrichten“ lernen. Sie sollen etwas lernen, womöglich wieder lernen, was gerade wegen des medizinischen Fortschritts gesellschaftlich aus der Übung gekommen ist: den Tod ins Leben zu integrieren. Am Ende des 19. Jahrhunderts wurde jedes dritte Kind nicht älter als fünf Jahre. Die durchschnittliche Lebenserwartung ist seitdem um mehr als 30 Jahre gestiegen. Die Menschen sind den Tod schlicht nicht mehr gewöhnt. Zwischen dem Tod der Oma und dem Tod des eigenen Vaters liegen oft 30 Jahre. Wer um die 60 ist, gilt heute nicht als alt; er ist ein Best Ager. Als vor einigen Monaten eine *stern*-Kollegin mit 62 Jahren starb, mischte sich in die Trauer um einen wunderbaren, sehr präsenten Menschen ungläubiges Staunen:

Jetzt schon? Sie stand doch mitten in ihrem Leben, hatte noch so viel vor.

„Der Tod“, sagt der Potsdamer Philosophieprofessor Ralf Stoecker, „ist der große Skandal. Das finden wir schon in der ältesten schriftlichen Überlieferung: Der Sumerer-König Gilgamesch, der Superheld, sieht seinen Freund sterben und begreift, dass er selbst sterblich ist. Er begibt sich auf die verzweifelte Suche nach der Unsterblichkeit. Vergebens.“ Aber was, fragt Stoecker, wenn wir nicht stürben? „Irgendwann hätten wir alles einmal gemacht. Und dann?“ Immer schon haben sich Schriftsteller mit dem Thema beschäftigt. In seinem Roman „Eine Zeit ohne Tod“ schildert der portugiesische Nobelpreisträger José Saramago die Verzweiflung der Todgeweihten, ihrer Familienmitglieder, der Krankenhäuser, Stadtverwaltungen und Rentenversicherer eines Landes, als der Tod streikt. Irgendwann beginnen die Menschen, ihre moribunden Familienmitglieder in Schubkarren über die Grenze zu bringen. Nach sieben Monaten ist der Lebensspuk vorüber, es darf wieder gestorben werden. „Wir brauchen einen Rahmen, um unserem Leben einen Sinn zu geben, um es zu einem Ganzen zu gestalten“, sagt Stoecker, „ohne Deadline kriegen Sie auch keinen Text fertig.“

Im Grunde gebe es zwei Denkschulen. Die eine, die an die Fortexistenz glaube, „an das endgültige Ewige“. Christen nennen es das Aufgehobensein bei Gott. Die andere Schule bestreitet jegliche Fortexistenz. „Die berühmteste Figur war der griechische Philosoph Epikur. Ganz verkürzt, sagte er uns: Den Tod brauchten wir nicht zu fürchten, denn solange wir lebten, seien wir nicht tot. Und wenn wir es sind, bekümmert es uns nicht mehr.“ Epikur schrieb – so ist es überliefert – vor mehr als 2200 Jahren: „Gewöhne dich daran zu glauben, dass der Tod keine Bedeutung für uns hat. Denn alles, was gut, und alles, was schlecht ist, ist Sache der Wahrnehmung. Der Verlust der Wahrnehmung aber ist der Tod.“

Die jüdische Lyrikerin Mascha Kaléko hat den Satz geschrieben, den eigenen Tod sterbe man nur, „doch mit dem Tod der anderen muss man leben!“ Man muss sich einrichten, neu orientieren.

Bis zur Farewell-Party für ihren gestorbenen Mann gehörte Monika „Mo“ Leonhardt „dazu“. Eine große Frankfurter Clique, medienaffine Menschen, die ihre Mails mit „Liebe Leute“ beginnen. Cool drauf, voll das Leben. Und dann stirbt einer von ihnen, Christian Johannes Leonhardt. Mit 48. An Herzversagen. In den Armen seiner Frau, die er angerufen hat, weil er sich nicht wohlfühlt an diesem Sommertag im August 2003. Der Notarzt kommt, die Polizei, immer mehr Polizei, eine Obduktion wird erwogen und dann verworfen, weil Monika Leonhardt glaubhaft versichern kann, dass die Ehe intakt gewesen sei. Am Tag darauf klingelt es, und vor der Tür steht ein Mitarbeiter der Samariter. „Haben Sie vielleicht was für unsere Altkleidersammlung? Ist für einen guten Zweck.“ – „Ja, aber kommen Sie morgen wieder.“ Am nächsten Tag gibt Monika Leonhardt fast alles her. Sie behält: ein Hemd, eine Unterhose, eine Jeans, Strümpfe, einen Pulli und Christians Lederjacke.

Dann steigt die Farewell-Party für Christian in Haus und Garten. Ein Kommen und Gehen, ein Bleiben und Trinken. Tränen auch, ja. Es ist der Jahrhundertsommer und eine Wahnsinnsparty, weil es doch so ein Wahnsinn ist, was da passiert ist mit dem Christian. Wahnsinn, „Mo“, Wahnsinn. Voll die Anteilnahme – bis zum frühen Morgen. Dass sich in den Tagen danach nur eine Freundin meldet, die Monika Leonhardt nach Cannes zur Seebestattung begleitet, im alten Porsche von Christian, die Urne im schwarzen Rucksack auf den Notsitz geschnallt, bekümmert sie nicht weiter. Sie hat zu viel mit sich und dem Tod ihres Mannes zu tun. Erst als nach der Rückkehr ihre Mutter, die sie betreut, fragt: „Sind wir eigentlich auch schon tot?“, und Monika antwortet: „Geh Mamitschka, wieso?“ – „Weil keiner anruft“, erst da begreift Monika Leonhardt: „The Party is over. Abgefeiert, abgegessen“, wie sie heute sagt. „Da war mir klar, du bist allein.“ Fünf Jahre hat sie gebraucht, um die wirtschaftlichen Dinge in ihrem Sinne zu regeln, ihre Existenz abzusichern, fünf Jahre hat sie getrauert.

Eine Trauer mit einem immer wiederkehrenden Traum: „Ich versuche, ihn anzurufen, aber eine Vermittlung ist dran und sagt: Ich kann Sie nicht durchstellen. – Aber wir sind ja nicht im Bösen geschieden, wir haben uns sehr geliebt, verbinden Sie mich, da machen Sie keinen Fehler. – Das geht nicht. – Warum nicht? – Weil ihr Mann gestorben ist.“

Vor etwa zwei Jahren, sagt Monika Leonhardt, habe sich der Schleier gehoben, „da war der Traum weg und das Bewusstsein da: Ich stehe im Leben. Christians seelische Präsenz ist geblieben, mein Herz ist nach wie vor erfüllt von ihm. Ich weiß nicht, ob ich noch mal, keine Ahnung, vielleicht schon, aber es muss nichts...“ Und dann sagt sie diesen Satz, der so gut zur Trauerthese von der Neuverortung passt: „Die Liebe zu ihm wird nicht blässer durch die Jahre. Was verblasst, ist der Schmerz.“

Ja, das Leben geht weiter. Immer weiter. Der Satz ist aber nur dann keine Binsenwahrheit, er ist nur dann tröstlich, wenn der Trauernde ihn selbst ausspricht. Wenn andere ihn sagen, hat er etwas von der Banalität des Gutgemeinten, ist Beschwichtigung. „In der dunkelsten Stunde leuchten die Sterne der Erinnerung“ ist auch so ein Satz. Wenn aber Ute Gans sagt, „wenn der Abendstern da ist, dann sehe ich meine Tochter Ines, das gibt mir Kraft“, dann wird die spirituelle Brücke zwischen zwei Menschen spürbar. Ines Gans fei- →

GeloMyrtol®
forte



Bei Bronchitis und Sinusitis
(Nasennebenhöhlenentzündung)

Kopf dicht? Nase zu? Husten?

- Löst den Schleim
- Bekämpft Krankheitserreger
- Befreit die Atemwege



PHOHL BOSKAMP

Gelo® – Stark in Atemwegen



GeloMyrtol® forte. Wirkstoff: Destillat aus einer Mischung von rektifiziertem Eukalyptusöl, rektifiziertem Süßorangenöl, rektifiziertem Myrtenöl und rektifiziertem Zitronenöl (66:32:1:1) (Myrtol® standardisiert). Anwenden bei akuter und chronischer Bronchitis und Entzündungen der Nasennebenhöhlen (Sinusitis). Zu Risiken und Nebenwirkungen lesen Sie die Packungsbeilage und fragen Sie Ihren Arzt oder Apotheker. G. Pohl-Boskamp GmbH & Co. KG, 25551 Hohenlockstedt. (01/6)

UHU® NOTFALL- APOTHEKE.



IM FALLE EINES FALLES:
UHU SEKUNDENKLEBER MINIS.
3 SIEGELFRISCHE MINI-TUBEN
IN DER PRAKTISCHEN DOSE.

erte am 31. Mai 2009 bei ihrem Bruder Elmar in Rio de Janeiro ihren 31. Geburtstag. Am Tag darauf wollte sie mit der Air France 447 über Paris nach München zurückkehren.

Ute Gans folgt in ihrer Trauerarbeit der Emotion, ihr Mann hat sich der Logik verschrieben. Das muss er, sagt Bernd Gans, denn er versteht das sinnlose Sterben seiner so lebensfrohen, hübschen Tochter als einen Auftrag: „Wir müssen alles tun, um das aufzuklären, damit es nicht wieder passiert.“ Dass vor allem defekte Geschwindigkeitssensoren, sogenannte Pitot-Röhrchen der Firma Thales am 1. Juni zum Absturz des Airbus führten, ist wahrscheinlich. Und auch, dass die Air France um Schwächen wusste. Warum aber ein Teil der Maschinen nicht frühzeitig umgerüstet wurde, unter anderem das gilt es zu klären. „Es gibt so viele ungeklärte Fragen. Da muss man klar denken und die Argumente klar formulieren.“ Bis heute ringt Bernd Gans um Ursachenforschung und Verantwortlichkeiten – mit Frankreich, mit der Air France. Gans ist Vorsitzender der deutschen Hinterbliebenen-Organisation Hiop. Ein kluger und beherrschter Mann, der seinen Schmerz

nicht in Worte kleidet, sondern in die Pausen zwischen die Sätze drückt. Es ist ein Rauspressen der Luft, wie um dem Herz Erleichterung zu verschaffen. Fürchten Sie den Tag, an dem die technische Abwicklung abgeschlossen ist, den Tag, an dem Sie von der aktiven in die passive Rolle geraten? „Ja“, sagt Bernd Gans in seinem Haus in Vaterstetten bei München, „der Tag wird kommen, aber ich habe keine Furcht. Ich bin in der glücklichen Lage, eine starke Frau an meiner Seite zu haben.“ Ute Gans ist nicht einverstanden mit dem Recherche-Engagement ihres Mannes, jedenfalls nicht mit dem Umfang.

„Über die Geburt unserer Kinder erzählen wir alles, aber über den Tod können wir nicht reden“

Christiane Blömeke, Politikerin

Vor einiger Zeit waren die beiden bei Freunden im Tessin. „Ich dachte, es tut uns gut. Und was macht der Mann? Er ruft bei dem Verband an.“ – „Nein, die haben mich angerufen.“ – „Aber es war dir wichtig. Egal, wo du bist, du bist immer erreichbar, das finde ich nicht gut. Ich mache es eher mit mir selbst aus. Ich höre Kantaten, Händel, Bach oder Mendelssohn. Die Musik tut meiner Seele gut. Oder der Abendstern, das sind die Dinge, die mir guttun. Du verrichtest zu wenig Trauerarbeit für dich.“

Der eher mechanistische Blick auf die Welt ist wohl männlich. Alles muss einen rationalen Grund haben. „Unser Leben war doch

ausgerichtet auf ein Leben mit Kindern, irgendwann mit Enkelkindern. Man plant doch, und dann ist da nichts mehr zu planen“, sagt er. Sie sagt: „Ja, aber Planungen belasten mich nicht; was mal gewesen wäre. Ines war 31. Wir müssen froh sein, dass wir sie so lange hatten, dass sie uns nicht früher genommen worden ist. Dass sie eine abgeschlossene Persönlichkeit war, auf dem Höhepunkt, tatkräftig und selbstlos. Eine Powerfrau, das war sie. Ich glaube, dass der liebe Gott Ines' Energie woanders gebraucht hat.“ Kinder zu haben, sagt Bernd Gans, erleichtere das Bewusstsein um die eigene Sterblichkeit. „Wenn dein Kind stirbt, macht es dir deine Endlichkeit deutlich bewusster.“ – „Echt?“, sagt sie, „so habe ich nie gedacht. Ich lebe so, wie es mir guttut.“ Als die Familie Gans Ende Juni 2009 mit einem Gedenkgottesdienst in Vaterstetten Abschied nahm, war die Kirche bis zum letzten Platz gefüllt. Gern hätte die Familie Ines auf dem Friedhof von Vaterstetten begraben. „Die Ortlosigkeit berührt uns, denn wir leben ja in einem Kulturkreis, in dem es üblich ist, unsere Toten zu bestatten“, sagt Bernd Gans.

Die Regel ist das nicht mehr. In Schleswig-Holstein soll, sagt der Sozial- und Kulturwissenschaftler Norbert Fischer, die Hälfte aller Friedhöfe geschlossen werden, weil es zu wenig Bestattungen gibt. In Hamburg werde erwogen, Bestattungsflächen zur Bebauung freizugeben. Ein lukratives Geschäft für die Kommunen, nicht nur in Hamburg: Schließlich haben die Friedhöfe, Zeichen eines bürgerlichen Zeitalters, eine zentrale Lage. „Die Leute können oder wollen heute die 10 000 Euro für eine standesgemäße Bestattung nicht mehr aufbringen“, sagt Fischer.

Oder sie haben schlicht keine Zeit mehr, wie das Anton Siegel sagt, Pfarrer in Immenstadt. Als er vor 35 Jahren seinen Gottesdienst antrat im Allgäu, da waren die Menschen „noch vom christlichen Glauben gehalten, vom Glauben an ein Weiterleben bei Gott“. Heute empfindet Siegel „den starken Impuls: Wie können wir das schnell hinter uns bringen, damit die Normalität weitergehen kann? Viele wollen auch keine Verantwortung für Grabpflege übernehmen.“ Oder können es nicht, weil sie längst weggezogen sind. Friedwälder und Aschelandschaften sind das Kennzeichen einer neuen Trauerkultur, die 70-minütige Feuerbestattung ist das Sinnbild der mobilen Tempo-Gesellschaft. Die Erinnerungsstätten des 21. Jahrhunderts finden sich auf Trauer.de, oder Festpark.de. An virtuellen „Klagemauern“ lässt es sich gedenken – am Abend und am Morgen und ganz gewiss an jedem neuen Tag.

Pfarrer Anton Siegel will sich nicht gegen die neue Zeit stemmen; er glaubt nur, dass die menschliche Seele nicht Schritt halte mit den beschleunigten Trauerprozessen. Er habe den Fall eines Mannes erlebt, der vier Wochen nach der Beerdigung die Leiche seiner Frau habe exhumieren lassen wollen. „Er wollte wissen, ob es wirklich seine Frau und ob sie wirklich tot sei.“ Wie der Bestatter Fritz Roth aus Bergisch Gladbach spricht Anton Siegel vom Be-Greifen des Todes. „Wir müssen den Schmerz ausloten in seiner Tiefe.“

Dass bei konventionellen Bestattungen die Särge heute nicht mehr in den Boden gelassen, sondern bis zum Ende der Zeremonie auf Brettern ruhen, um den Angehörigen den Blick ins Grab zu ersparen, hält er für ein falsches Symbol: „Es ist nicht zur Erde gebracht, heißt, dass es in der Luft hängt. Es muss aber ganz unten sein, dann erst kann etwas aufwärts gehen.“ ✠

AN WEN KANN ICH MICH WENDEN?

Adressen für Menschen in Trauer und Not

Katholische Kirche
www.katholische-kirche.de

Evangelische Kirche
www.trauernetz.de

Selbsthilfegruppen
service@verwitwet.de
www.verwitwet.de

„Leben ohne Dich“ e. V.
Mülheim an der Ruhr
Tel.: 0208/42 88 09
info@lebenohnedich.de
www.leben-ohne-dich.de

Trauerbegleitung
Verwaiste Eltern in Deutschland e. V.
kontakt@veid.de
www.veid.de

Private Trauerakademie
Fritz Roth
Bergisch Gladbach
Tel.: 02202/935 80
info@trauerakademie.de
www.trauerakademie.de

Care and Sail
Hamburg Trauerreisen
Piet Morgenbrodt
Tel.: 040/64388 47
mail@care-and-sail.de
www.care-and-sail.de

Agus – Angehörige um Suizid e. V.
Bayreuth
Elisabeth Brockmann
Tel.: 0921/150 03 80
kontakt@agus-selbsthilfe.de
www.agus-selbsthilfe.de

Ankerland e. V.
Behandlungszentrum für traumatisierte Kinder
Dr. Andreas Krüger
Tel.: 040/76 08 08 55
info@ankerland.org
www.ankerland.org

Telefonseelsorge
0800/111 01 11 oder
0800/111 02 22
www.telefonseelsorge.de

MEHR INFORMATIONEN

www.stern.de/Trauer
Ratschläge für den richtigen Umgang mit Trauernden

EIN LEBEN FÜR DIE KUNST.
Grabgestaltung von Ihren Friedhofsgärtnern:
Individuell wie das Leben!

BdF
Bund deutscher Friedhofsgärtner

Es lebe der Friedhof!

☎ 0800 15 16 17 0 • www.es-lebe-der-friedhof.de

GeloSitin®
Nasenpflege



Trocken?

Gereizt?

Verkrustet?

- Langanhaltende Befeuchtung
- Spürbare Pflege
- Verlässlicher Schutz



POHL BOSKAMP

Gelo® – Stark in Atemwegen